

Nr. 217. **Bromberg, den 11. November** **1926.**

Der Pojaz.

Eine Geschichte aus dem Osten.

Von **Karl Emil Franzos.**

(1. Fortsetzung.

In der Tat schien der Rabbi mit Mendele leicht fertig zu werden, und als sich die wachsende Sympathie des Schülers für den Lehrer auch hier in ähnlichen Formen zu äußern begann wie in Kowno, nahm dies bald ein Ende. Denn so oft diese geheimnisvolle Kraft den Knaben trieb, den Rabbi Meyer durch Nachäffung zu verhöhnen, erwachte sie auch in diesem und zwang ihn, dem geliebten Schüler eine ungeheure Maulschelle zu geben. Kein Wunder, daß sich die Sympathie immer seltener äußerte, immer geringer wurde und schließlich in Haß umschlug.

Das ging so bis zu Mendeles dreizehntem Geburtstag fort. An diesem Tage, der im Leben eines jeden jüdischen Knaben einen wichtigen Einschnitt bildet — er wird da konfirmiert und fortab beim Gottesdienst als Erwachsener mitgezählt —, schien sich auch in Mendele eine große Veränderung vollzogen zu haben: der Zorn gegen den strengen Lehrer schlug in sanfte Ergebung, der Haß in Liebe um. Es ist Sitte, daß jeder Lehrer seinen Schüler zu diesem Geburtstage so reich, als ihm irgend möglich ist, beschenke; auch Rabbi Meyers Geschenk war sehr wertvoll, aber nur im moralischen Sinne. Er hielt dem Knaben nämlich eine sehr lange Mahnpredigt, worin er ihm mit Sicherheit prophezeite, daß er einmal hoch über allen anderen Menschen enden werde, am Galgen. Einen anderen Knaben hätte dies vielleicht erbittert. Mendele aber schien wohl tief zerknirscht, sagte dann aber mit vor Rührung zitternder Stimme: „Ihr habt recht, Rabbi, ich habe kein ander Geschenk verdient. Aber weil ich nun heute dreizehn Jahre alt geworden bin und da Geschenke üblich sind, so schenk ich Euch was! Verschmähet es nicht, obwohl es wenig ist!“ Sprach's, wischte sich die Tränen aus den Augen und überreichte dem Rabbi je eine Büchse jener beiden Salben, die auch der ärmste Jude des Ostens nicht entbehren kann.

Der strenggläubige Jude darf nämlich sein Haupt nicht dem Schermesser beugen, Bart und Wangenlöckchen wachsen, wie ihnen beliebt, und dürfen nie gekürzt werden; im Gegenteil, ihre Länge und Dichtigkeit ist der schönste Schmuck des Frommen und er, der sonst wahrscheinlich auf sein Äußeres nicht viel Pflege, ja nicht einmal allzuviel Wasser wendet, gebraucht doch eine Salbe, die den Bartwuchs befördert. Die andere Salbe aber dient dem entgegengesetzten Zweck: das Haupthaar völlig zu entfernen, denn auch dies gebietet die Mode. Durch einen anderen, als einen völlig kahlen Scheitel würde sich der Fromme entstellt fühlen, und da er sich nicht rasieren lassen darf, so reibt er das Haupt von Zeit zu Zeit mit dieser scharfen Mixtur ein, die zwar anfangs keine Beschwerde macht, dann aber gehörig auf der Kopfhaut brennt. Beide Salben sind weiß und haben metallischen Glanz; um einer Verwechselung vorzubeugen, wird die Ätzsalbe immer in runden, die Bartsalbe in eckigen Büchschen verkauft.

Rabbi Meyer war über das Geschenk betroffen, sogar ein wenig beschämt, dann jedoch machte er, ehe er ins Lehrzimmer ging, von beiden Salben Gebrauch. Mendele aber gönnte sich einen Ferialtag und trollte sich seiner Wege.

Eine Stunde später merkte der Rabbi ein seltsames Brennen auf den Wangen, und als er in den Bart griff, blieb ihm ein Büschel Haare in den Händen. Entsetzt stürzte er in sein Wohnzimmer, die Ätzsalbe abzuwaschen, aber mit ihr ging auch der schöne lange Bart ab und das Antlitz des Würdigen glich nun der litauischen Heide, auf der nur ein wenig Gerüpp und hie und da ein einzelner Stamm verraten, welcher herrliche Wald da einst gestanden. Nach einiger Zeit erwiesen sich auch die Haarwurzeln der Kopfhaut, die bisher immer so schnöde mit Ätzsalbe behandelt, für die unerhoffte Labung dankbar und sproßten kräftig empor. Dies Unglück ließ sich ja gut machen, aber der Bart! Die vielen Besuche neugieriger und teilnehmender Verehrer, die den Rabbi zu besichtigen und zu trösten kamen, freuten ihn gar nicht, und Monate währte es, bis er wieder auf die Gasse zu treten wagte. Der Bart aber kam in alter Fülle nie wieder, niemals, und bis an sein Lebensende gab es ihm einenStich durchs Herz, wenn man ihn bat: „Erzählet doch, was Euch Mendele Kownoer zum Abschied verehrt hat!“

Denn Mendele hatte sich die Freude versagt, den Erfolg seiner freundlichen Gabe mit eigenen Augen zu sehen, und war auf Nimmerwiedersehen gegangen, aus dem Haus und aus der Stadt. Er wollte heimkehren und schlug den Weg nach Kowno ein, aber je näher er der Heimat kam, desto kürzer wurden die Tagesreisen, desto länger der Aufenthalt bei gastlichen Glaubensgenossen, und in einer Schenke dicht vor Kowno besann er sich eines besseren und schlug den Weg nach Westen ein. Denn viel rascher als er war die Kunde jenes Streiches dieselbe Straße gezogen und wohin immer er gelangte, und als er den Ort, aus dem er kam, Wilna nannte, fragten ihn die Leute sofort nach Rabbi Meyers Bart, und obwohl einige dazu lachten, waren doch die meisten über den unerhörten Frevel an der heiligen Zier eines heiligen Mannes so entrüstet, daß er es vorzog, inkognito zu bleiben. In dieser Schenke von Kowno aber traf er einen Fuhrmann aus seiner Heimat, der ihm erzählte, seine Eltern hätten anfangs viel geweint, nun seien sie damit beschäftigt, biegsame Haselstauden in Essig zu legen, auch zwei Bambusrohre seien angeschafft und sonstige Vorbereitungen zu seinem würdigen Empfang getroffen. Da lachte Mendele, daß es ja nicht gleich sein müsse, machte kehrt und zog langsam der preußischen Grenze zu.

Was aus ihm werden sollte, war damals nach seinem Willen noch nicht entschieden, und hätte jemand dem übermütigen, aber klugen und gutherzigen Knaben auf jener erster Wanderung gesagt, welches Lebensziel seiner harre, ihm wäre die Warnung nicht nahe gegangen. Er war ja guter Leute Kind, hatte etwas gelernt — warum sollte er ein „Schnorrer“ werden?! Es fiel ihm gar nicht bei, er war nun eben der Meinung, daß den Haselstauden eine längere Beize nicht schaden würde, und wollte den Zorn seiner Eltern ausrauchen lassen, ehe er heimkehrte. Auch war es für ihn — wie für manchen vor und nach ihm, der die gleichen Pfade geschritten — eine große Verlockung, daß er nicht um Brot und Obdach zu sorgen brauchte.

Wie der Scholar des Mittelalters von einer Universität zur anderen, noch öfter ins Blaue hinein, sorgenlos durch ganz Deutschland ziehen konnte, weil ihm sein Barett und sein bißchen Latein die Türe jedes Pfarr- und Bürgerhauses öffneten, so genügt noch heute in Halbasien das Wort: „Ich bin ein Jeschiwa-Bocher“ (Zögling einer Talmudschule), und die spitzfindige Auslegung irgend einer Bibelstelle, um dem Knaben, dem Jüngling jedes jüdische Haus, in das er tritt,

zur gastlichen Stätte zu machen. Das Gegenteil wäre eine Sünde, denn wer in der Lehre forscht, dient dem Herrn, und wer ihn unterstützt, erwirbt den Himmel. Nicht einmal mit allzuviel Fragen wurde Mendele behelligt; sagte er den Leuten, er sei auf der Suche nach einer passenden Schule, so wunderten sie sich auch darüber nicht. Ein begabter „Bocher" wählt sich die „Jeschiwa" sorglich aus und bindet sich nie, ehe er sie persönlich kennengelernt, ehe er weiß, was ihm dort an weiterer Ausbildung oder an Stipendien geboten wird.

Wenn Mendele so sprach, so log er freilich; er wollte zunächst keine neue Schule beziehen, ehe er nicht den Zorn der Eltern beschwichtigt hätte. Nur kam ihm das Wandern, der Verkehr mit den vielen fremden Menschen so ergötzlich vor, daß er die Heimkehr immer wieder aufschob, und als er gar ins Posensche gelangt war, gefiel es ihm dort so gut, daß er seine guten Vorsätze ganz vergaß. Hier waren die Städtchen reinlicher, die Gemeinden wohlhabender, aber auch die Gelehrsamkeit vernünftiger; ohne es selbst recht zu empfinden, standen die dortigen Rabbiner ein wenig unter dem Einfluß des deutschen Geistes und beschäftigten sich lieber mit den wissenschaftlichen Problemen des Talmuds, als mit den Fragen über die Himmelsleiter. Das gefiel dem begabten Knaben, schon weil es ihm neu war, er blieb monatelang da und dort haften und lernte ernsthaft. Aber zu seinem Unglück war auch die preußische Polizei regsamer, als die russische und schaffte ihn eines schönen Tages, da er keine Papiere hatte, über die Grenze.

Das rüttelte ihn auf; er schrieb an seine Eltern, ob er heimkehren dürfe.

Eine Antwort wurde ihm nicht.

Sie zürnten also noch schwerer, als er gedacht, und so traute er sich nicht heim, sondern wanderte ziellos im „Großherzogtum Warschau" umher, das die Laune Napoleons kurz vorher geschaffen hatte. Auch nun hatte er nicht Hunger noch Kälte zu leiden, zugleich stumpfte ihn die Gewohnheit gegen die Mühsal dieses unsteten Lebens ab. Dennoch regte sich ihm die Sehnsucht nach den Eltern immer stärker im Herzen und er beschloß, die Heimkehr zu wagen auf die Gefahr, daß der Empfang noch so unfreundlich ausfalle.

Diesmal aber trat der Zufall dazwischen oder, wenn man will, das Schicksal.

Als Mendele im Frühling 1812 langsam aus dem Krakauschen, wo er zuletzt verweilt hatte, nach Norden pilgerte, begegnete er den Kolonnen der „großen Armee", die sich eben langsam nach Rußland wälzten. Es war später das Hauptstücklein des Kowners — und es hat ihn lange überlebt — zu berichten, wie er bei dieser Gelegenheit zufällig die Bekanntschaft des größten Mannes seiner Zeit gemacht und verstanden habe, sich ihm durch wichtige strategische Ratschläge unentbehrlich zu machen.

„Seid Ihr schon in Warschau gewesen?" pflegte er mit der Frage an seine Hörer zu beginnen. „Wer dort war, kennt gewiß das große gelbe Wirtshaus gleich rechts neben der Maut; damals hat es der alte Reb Mosche gehalten, Mosche mit der roten Nas'; ein braver Mensch, der sich nie darüber beklagt hat, daß er nicht einmal zum Fenster hinausschauen darf. Nämlich die russische Polizei hat es ihm verboten, weil sonst alle Fremden geglaubt hätten, daß Warschau brennt. Auch sonst ein guter Mensch, er hat mich aufgenommen wie einen Sohn und mir guten Rat gegeben, wenn er nüchtern war, aber freilich war er nie nüchtern. Nun, auf einmal darf der arme alte Mann wieder frische Luft schöpfen — die Russen sind fort, die Franzosen kommen. Zwei Tage und zwei Nächte dauert der Durchzug, Soldaten zu Fuß und Reiter und Kanonen und Wagen, vor den Augen hat es einem geflimmert und in der Luft war ein Gedröhn wie ein Gewitter — zwei Millionen Menschen, meinte Mosche, aber das war nur, weil er alles doppelt gesehen hat — eine Million war es wirklich! Das war aber nur der Vortrab, jetzt ist erst die Armee gekommen. Zehn Millionen! Mein Mosche weint vor Freude: „Gotte, wie viel Franzosen, das gönn' ich den Russen!" — Da geht die Tür auf, zwei Offiziere kommen herein, ein großer und ein kleiner, und bestellen Likör. „Gott über der Welt!" schreit der Große erschreckt, wie er den Mosche erblickt, der Kleine aber verzieht keine Miene. „Das kann doch nur Napoleon sein," denk ich, „das ist der einzige Mensch, den nicht einmal eine solche Nase aufregen kann", und wie ich ihn anschau! — richtig ist er's. Aber ich tu nichts dergleichen; will er nicht erkannt sein, so weiß Mendele Kowner, was sich schickt. Nur wie er sein Gläschen hebt, heb' ich das meine und sag': „Ihr Herr Emprör soll bis zu hundert Jahr leben!" — „Ich danke!" sagt er freundlich. „Ha", denk ich, „jetzt hab' ich dich", und frag': „Warum danken Sie?" Er wird verlegen. „Weil ich auch ein Franzose bin," sagt er. „Du aber bist wohl ein Jude?!" — „Kunststück, daß Sie es erraten!" sag ich. „Ein Kaftan und Wangelöckchen, ein Spaniers werd' ich sein!" Und so kommen wir ins Gespräch, und ich erzähl' dies und das, und er lacht. „Mir scheint," sagt er, „du bist ein gescheiter Mensch. Was denkst du denn über den Krieg?" — „Fragen Sie Ihren Emprör," sag' ich, „der ist doch noch gescheiter." — Lacht er: „Schmeichler! Du weißt doch, daß ich's bin! Also wie soll ich den Krieg führen?!" — „Schnell!" sag' ich. „Besseres kann ich Ihnen nicht raten. So schnell wie möglich. Sonst kommt der Winter und das sind die Russen gewohnt, aber Sie nicht!" — „Mendele," sagt er, „du hast recht! Meine Generale denken anders, aber ich bin deiner Meinung. So schnell wie möglich marschier' ich nach Petersburg!" — „Um Gottes willen!" schrei' ich, „Herr Emprör, das wär' eine Dummheit! Erstens ist dort das Meer nahe — ein bißchen zu weit links und alle Ihre Soldaten fallen hinein! Und dann ist ja dort sehr kalt!" — „Also Moskau!" — „Auch nicht! Auch zu kalt! Hinunter nach Kiew, nach Odessa!" Davon will er aber nichts hören, ich rede und rede, er bleibt bei Moskau. „Gut," sag' ich. „Bin ich der Emprör?! Aber was dabei herauskommt, werden Sie schon sehen!" — „Du auch!" sagt er und packt mich an der Hand. — „Wieso?" sag' ich. — „Weil du mitgehst Mendele! Ohne dich will ich nicht nach Rußland. So einen eisernen Kopf wie du kann ich brauchen! Komm mit! Geht es gut aus, schenk ich dir einen Zentner Diamanten, geht es schlecht aus, so kann es für Mendele Kowner doch nur eine Ehre sein, mit mir, dem großen Napoleon, „kapore (zugrunde) zu gehen". Und bittet und bittet, bis ich nachgeb'."

So kam Mendele Kowner mit Napoleon nach Rußland. Leider trübte sich die freundschaftliche Beziehung durch den Eigensinn des Kaisers, wohl auch durch seine Eifersucht auf Mendeles militärisches Genie.

Nahe vor Moskau nämlich riet Mendele, sofort zehntausend Feuerspritzen zu bauen und in die Stadt mitzunehmen. „Denn", meinte er sehr scharfsichtig, „sonst zünden die Russen Moskau an und wir können nicht löschen, und was haben wir von Moskau, wenn es verbrannt ist?! Gnädiger Herr Kaiser, hören Sie auf den Kowner, Sie wissen, er ist nicht dumm! — Wo werden Sie sonst überwintern?!" Aber man weiß ja, daß die zehntausend Feuerspritzen nicht mitgenommen wurden und daß Moskau in Flammen aufging, und daraufhin sah der kluge Mendele auch alles andere voraus und sagte dem Kaiser: „An der Beresina wird es Ihnen schlecht gehen, ich rate Ihnen, marschieren Sie lieber auf einer anderen Straße — aber was nützt mein Reden! Leider tun Sie doch, was Sie wollen! Ich will nicht mehr dabei sein, denn so ein Unglück, wie Sie es an der Beresina erleben werden, hat die Welt noch nie gesehen, und wenn es auch für mich eine Ehre wäre, mit Ihnen „kapore" zu gehen, ein Vergnügen wäre es nicht! Also, adjes, Herr Emprör, und nichts für ungut!"

Dabei blieb er auch, obwohl ihn Napoleon durch Geschenke festzuhalten suchte und dann, als alles fruchtlos war, ihm zwar den Rücken zuwandte, aber doch hörbar schluchzte. Mendele ging und gelangte, wenn auch auf Umwegen, mit heilen Gliedern in die Heimat zurück.

Die Erzählung entsprach im allgemeinen der Wahrheit, nur waren einige unbedeutende Einzelheiten doch nicht ganz genau wiedergegeben. Die Begegnung in der Schenke vor Warschau hatte wirklich stattgefunden, nur war es nicht Napoleon selbst gewesen, der Gefallen an dem lustigen Burschen gefunden und ihn zum Mitgehen bewogen, sondern ein jüdischer Sergeant aus dem Elsaß, Maurice Ettelmann aus Colmar.

Auch hatte Maurice wirklich bitten müssen, bis sich Mendele dazu entschloß, denn so leichtfertg der Junge war, wollte er die Eltern doch nicht länger entbehren. Aber in Kowno erwarteten ihn nur Prügel, vielleicht sogar eine verschlossene Türe, die sich trotz alles Flehens nie wieder öffnete — hier lockte ein fremdes lustiges Leben; so neben dem Sergeanten in eine Stadt einzuziehen, von allen Juden bewundert und gefürchtet als einer, der mit zur großen Armee gehörte, das war doch etwas anders, als wenn er als „Bochen" bescheiden an die Tür der Reichen klopfte. Mendele ging mit, als Dolmetsch, Schalksnarr und Marketender zugleich; er erlebte wirklich den Brand von Moskau, entging auch tatsächlich dem Unglück an der Beresina, aber nur, weil das Regiment, dem er sich angeschlossen, schon früher zurückgesandt worden war. Auch hatte er's in Wahrheit nicht übers Herz gebracht, seinen Protektor in der Not zu verlassen; Maurice Ettelmann war verwundet worden; Mendele brachte ihn bei barmherzigen Glaubensgenossen unter und pflegte ihn, bis er genesen war.

Dann zogen beide in der üblichen Judentracht bis Thorn, wo sie schieden; der Sergeant schlug sich nach dem Westen durch und Mendele wandte sich nun endlich nach Kowno.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gesicht des heutigen deutschen Theaters.

Auf dem Reichstagstee der Bühnengenossenschaft hielt einer der bedeutendsten deutschen Regisseure, Leopold *Jeßner*, eine Rede über das moderne deutsche Theater, die wir heute mit nur ganz geringen Kürzungen hier folgen lassen. Die Schriftleitung.

Es sei mir als Theatermann gestattet, einige Züge des heutigen Theaters zu einer Skizze seines Gesichts zusammenzufassen. Das, was wir Gesicht nennen, baut sich auf aus physiognomischen Elementen, die, als einem Beseelten, nur dem Menschen eigen sind.

Es kommen hier zunächst die Muskelpartien in Verbindung zur Haut und zum Fleisch des Gesichts in Frage. Der Denkmuskel zum Beispiel, der lachende, der träumerische, der schmerzliche Muskel. Das Theater, ebenfalls ein beseeltes Phänomen, ist in gleicher Weise Träger physiognomischer Ausdrucksmöglichkeiten.

Zeichnet man ein Gesicht, so wird man sich zunächst an seine *äußere* Erscheinung halten. Also die Haut. Ohne das *Publikum* wäre das Gesicht des Theaters haut- und fleischlos. Wo sich heute das rein gesellschaftliche Bild des Publikums am wenigsten verändert hat, das ist die *Oper*. Die Oper hat von altersher und trotz energischer Versuche jüngster Zeit: sie *volkstümlichen* Zwecken dienstbar zu machen, auch heute noch ihren rein repräsentativen Charakter bewahrt. Es zeigt sich auch daran, daß das Publikum, wenn es eine Oper besucht, sich wie zu einer Gesellschaft kleidet. Dasselbe Publikum gestattet es sich dagegen, für den Besuch einer noch so vielversprechenden Schauspielervorstellung in den meisten Fällen die Kleidung des Alltags zu wählen.

Aber zurück zur Haut. Die zarte, gepflegte und gepuderte Haut — die Epidermis der Vorkriegszeit — ist dennoch abgestreift. Das heutige Gesicht des Theaters zeigt ungleich stärker eine Haut, die vielen Wettern ausgesetzt ist — zerklüfteter, doch männlicher ist! Es hat sich zum alten Publikum, das immer mehr verdrängt wird, ein neues Publikum gebildet — und zwar das der *Besucherorganisationen*. So in der Hauptsache die Freie Voksbühne mit ihrer großen Vergangenheit, und der Bühnenvolksbund! Um im Stile dieses Hauses zu reden: die Volksbühne vertritt die Linke, der Bühnenvolksbund die mehr bürgerlich orientierte Mitte.

Die Besucherorganisationen schaffen ein Publikum, sie erziehen es bis zu einem gewissen Grade — die Kunst zu schaffen und zu ihr zu erziehen, das aber muß Sache des souveränen Theaterleiters bleiben. Und indem ich nun, meine Damen und Herren, das Profil des Theaters abtaste, stoße ich auf ein Organ, dem hier Berücksichtigung gebührt. Es ist das Organ der Witterung! — Der Geruchssinn — die *Nase*! Indem ich, meine Herrschaften, mit diesem Organ den *Theaterleiter* vergleichen möchte, nehme ich den Herren, die morgen wieder auf der rechten Seite des Hauses sprechen werden, die Pointe vielleicht vorweg. Aber ernsthaft gesprochen: wenn Sie den Theaterleiter von noch so guter Witterung für die Zeit und ihre Erfordernisse auf Herz und Nieren fragen: welches ist nun das eigentliche und letzte Gesicht des heutigen Theaters?, so wird er bekennen: daß er es nicht weiß — oder wenn er's weiß, daß er es nicht formulieren könnte. Er wird es fühlen müssen.

Es gibt solche, die Ihnen vielleicht antworten werden: Gegenwärtiges Theater ist das, was die Mehrheit heute vom Theater wissen will. Damit aber decke ich mich nicht, dahinter verstecke ich mich nicht. Ich sage: Man ist entweder selbst Ausdruck der Zeit und schöpft dann aus ihrem Atem — oder man ist nicht Ausdruck der Zeit und spürt ihren Atem nie. Aber nicht immer findet der Ausdruck, der Ruf sein Echo. Und: Wenn ich im Bilde dieses Hohen Hauses bleiben darf, so möchte ich sagen: auch im Reiche des Theaters gibt es eine Rechte, eine Linke, eine Mitte. Und was die Rechte vielleicht als zu kühn ablehnt, was der Linken noch nicht kühn genug ist, wird der Mitte des Hauses gerade genehm sein.

Aber — und hier sehe ich den *Lachmuskel* beben — wer hier in dem Hohen Hause zur Rechten sitzt, sitzt zuweilen im Parkett des Theaters auf der linken Seite, damit auf der Seite der Opposition — und umgekehrt. Aber ob von rechts oder von links: fast von jeder Seite muß der Theaterleiter sich mehr harte, als zarte Worte gefallen lassen.

Ja, es ist merkwürdig: der gebildetste und feinste Geistesmensch verliert häufig die Sprache seiner Kinderstube, wenn er auf den Theaterleiter zu sprechen kommt . . . und verfällt in einen Jargon, der nicht alltäglich ist. Und da wir nun einmal bei dem Bild des Geruchsorgans waren — meine Herrschaften: bisweilen gibt es „Verschnupfungen", wenn der Wind im Blätterwalde zu heftig weht. Man könnte beinahe glauben: früher hatte es der Theaterleiter besser. Damals hatte er nur gegen die Bestie des Publikums zu kämpfen. Heute hat sich das Kampffeld des Theaterleiters wesentlich erweitert. Der Begriff der Theaterpolitik, bis dahin dem Theater fremd, bildet sich immer mehr heraus. Das Theater wird Kampfobjekt. Die Zurückgezogenheit des Theaterleiters hinter dem wohlbekannten Logenvorhang ist gewesen. Ein Maler, der heute den Theaterleiter porträtiert, müßte ihn anders auffassen, als Lesser-Ury den heiligen Otto Brahm aufgefaßt hat . . . Otto Brahm, der, nebenbei bemerkt, bei seinen Lebzeiten keineswegs der Heilige war, sondern ein Mann war, *vielen Angriffen* ausgesetzt!

Doch genug vom Theaterleiter! Das Gesicht des Theaters bliebe blaß und farblos, wenn nicht das Blut es durchpulste. Das Blut des Theaters ist der Schauspieler.

Das Blut des gegenwärtigen Schauspielers wiederum ist das Blut der Unruhe, der Erregbarkeit, der Gärung. Wie sich in einem menschlichen Körper von sieben Jahren zu sieben Jahren das Blut verändert und erneuert, — so auch das Blut im Körper, im Gesicht des Theaters. Schon in die jungen Schauspielschüler der Staatlichen Schauspielschule wird daher das Blut der produktiven Unruhe geträufelt, sie werden zur *Stellungnahme* gezwungen, wenn sie von verschiedensten Lehrkräften die gleichen Disziplinen empfangen.

Mit seinen Schauspielern steht und fällt das Theater. Und mit Heine darf der Schauspieler in berechtigtem Stolz sagen: „Ich bin die Flamme, ich bin das Schwert." Er ist es, der die Schlachten mit dem Einsatz seiner ganzen Menschlichkeit schlägt — der sie gewinnt oder der auf dem Schlachtfelde bleibt. Er ist der große Zauberer, der Bruder des Dichters. Alles Private, alles Sonderschicksal erlischt innerhalb der Arbeit an seinem Werke. Der Schauspieler vergißt Hunger und Durst — die Rolle sättigt ihn. Jetzt eben wieder bei jeder Vorstellung der engagementslosen Schauspieler — die ein Akt energischer, produktiver Fürsorge der Bühnengenossenschaft gewesen ist — jetzt eben wieder habe ich sehen dürfen: wie die von körperlicher Not Bedrängten in Erfüllung kleinster Rollen auch ihr wirtschaftliches Elend vergessen konnten.

Seltsam aber: wieviel schon haben im Laufe von Jahrhunderten Schauspieler den Menschen gegeben . . . wie wenig geben Menschen den Schauspielern dafür zurück! Und ich meine hier ganz allgemein auch die offizielle — ja, ich möchte sagen die nationalpolitische Schätzung des Schauspielers im Verhältnis zu Handel, Gewerbe, Schrifttum und zahllosen anderen Berufszweigen.

Zurück zum Gesicht des heutigen Theaters. War der Schauspieler das Blut, das unruhig-treibende und pulsierende, so ist der *Gedanke*, die geistige Substanz: der *Dichter*. Also: das Gehirn des Theaters. Vom Theater aus gesehen gehört der Dichter eigentlich keiner Generation an. Es gibt hundertjährige, es gibt fünzigjährige, es gibt zwanzigjährige Dichter der Gegenwart. Shakespeare, Schiller, Wedekind sind ebenso als Sprecher dieser Generation zu betrachten wie die jüngsten. Es hieße diese Worte falsch verstehen, wenn man sie als ein Umgehenwollen der Jüngsten auffaßte. Das leidenschaftliche Suchen nach jungen dichtenden Talenten gehört zu den vorwiegendsten Aufgaben des heutigen Theaters. Ja, es ist sogar die Pflege von Ansätzen auch dort, wo noch nicht die Vollendung erreicht ist, unerläßliche Pflicht heutiger *Dramaturgie*.

Wiederum ist es Pflicht des *Theaterleiters*, den Spielplan so auszubalanzieren, daß das Theater es sich leisten kann, junge Talente zur Diskussion zu stellen. Nur darf diese Demonstration im Sinne der materiellen Lebensfähigkeit des Theaters nicht zu einem Dauerzustand ausausarten.

Wir leben in einer Zeit des Überganges, der Gärung und Unruhe, die immer der Vorbote neuer Prägungen ist. Man soll diese Unruhe um Gotteswillen nicht vorzeitig glätten. Wie ich es schon einmal sagte: das Theater muß zum Kampf erzogen werden. Im Kampf siegt, wer die besten Nerven hat.

Also zu den *Nerven*. Das Gesicht des Theaters ist ein bis zum letzten durchnervtes. Der Knotenpunkt seiner fein-verästelten Nervenstränge ist der *Premieren-Abend*! Hier ist Rasanz! Hier ist Prestissimo! Hier ist Kurioso! Ein einziges Ventil — falsch bedient — bringt das schwebende Schiff der Hoffnung zur Explosion und zum Absturz.

Jedes einzelnen Nerven sind in gleicher Weise angespannt — die Nerven der Schauspieler, des Theaterleiters wie die des letzten Maschinisten. Ja, denn auch der Maschinist arbeitet hier nicht etwa mit der Kraft des Herkules, sondern mit der Sensibilität des Nervenmenschen, wenn er — in einem Umbau von wenigen Sekunden — die scheinbar äußerliche Arbeit verrichtet: Berge und Häuser auf die Bühne zu versetzen. Alle Arbeit der Probenstunden, alle geistigen und körperlichen Anstrengungen aus Tagen und

Nächten, aus Wochen und Monaten sind zusammengedrängt in den einzigen Ablauf von zwei oder drei Stunden des Premierenabends. Denn diese Premiere wird für die kommenden Wochen und Monate über das Schicksal des Theaters bestimmen — und eine einzige Minute des „zu früh" oder des „zu spät", kann dieses Schicksal gegen das Theater wenden.

Denn: unser Leben währet 2 und ½ Stunde, und wenn es hoch kommt, 3 Stunden . . . wenn es aber köstlich gewesen ist, so sind es nur 2 Stunden gewesen!

Sehen wir meine Damen und Herren dem heutigen Theater ins Gesicht: es ist ein ringendes Gesicht — aber trotzdem wird es immer ein jugendliches Gesicht bleiben, das keine Altersrunzeln, keine Denkarbeit und keine Nervenarbeit zerstören. Denn das Theater ist immer — und wird immer sein.

Das rollende Todesband.

In den Riesenschlachthäusern von Chicago.

Amerika ist das einzige Land, das das Fleischergewerbe in der Form des Großbetriebes betreibt. Die „big five", die fünf großen Trustgesellschaften, die 55 Prozent der gesamten Fleischproduktion der Union beherrschen, haben der Stadt Chicago ihren Stempel aufgedrückt. In den Vororten Chicagos erhebt sich eine zweite Stadt, die „Packing-Town", mit mächtigen Bauten, großen Güterbahnhöfen, die die Zufuhr des Viehs aus allen Gegenden ermöglichen. Weite Strecken Landes sind mit Bretterzäunen durchzogen, in denen das ankommende Vieh einstweilen untergebracht wird. In diesen Bretterverschlägen wurden im Jahre 1923 3½ Millionen Stück Rindvieh, ¾ Million Kälber, 10½ Millionen Schweine und 4 Millionen Schafe bis zu ihrer Verarbeitung in den großen Schlachthäusern untergebracht. Die Firma Swift, die größte der fünf Trustgesellschaften, verarbeitet allein durchschnittlich im Jahre 17 Millionen Tiere, so daß auf den Arbeitstag 57 000 und auf jede Arbeitsminute 120 Stück kommen. Man kann sich denken, daß die Anlagen, die diese gewaltige Produktionsleistung zu vollbringen haben, gewaltige Dimensionen annehmen mußten und daß sie, um billige Ware liefern zu können, mit den modernsten Mitteln amerikanischer Produktionstechnik ausgestattet sein müssen. Wenn wir hören, daß diese ungeheuren Mengen Fleisches bis in die entferntesten Teile des Landes gehen, und auch in ganz kleinen Mengen abgegeben werden, so ist das allein durch die Erfindung der Kühlwagen ermöglicht worden, die es gestatten, das Fleisch durch Erhaltung in der geeigneten Temperatur vor Verderbnisgefahr zu schützen. Über die Fleischhäuser in Chicago ist schon viel geschrieben worden, und es sind teilweise alarmierende Nachrichten über die barbarische Tötung der zur Verarbeitung kommenden Tiere und über einen den modernen hygienischen Anforderungen nicht genügenden Produktionsgang in die Welt gesetzt worden. Von vielen Veröffentlichungen sei nur das Werk von Upton Sinclairs „The Jungle" (Der Sumpf) erwähnt, das in aufhetzender Weise die blutige Arbeit, die dort geleistet wird, geißelt.

Die Schlachthäuser in Chicago bedienen sich zur Bewältigung der phantastischen Menge von Schlachttieren der modernsten Errungenschaften der amerikanischen Technik. Die Schweine werden per Eisenbahn direkt in den Fabrikhof gefahren, sie kommen vom Waggon an ein laufendes Band, an das sie mit den Füßen gebunden werden. In gleichmäßigem Abstand rollen die zappelnden Tiere auf einer Schiene an den Schlächtern vorbei, die blitzschnell mit einem haarscharfen Messer die Kehle des Tieres durchschneiden. Das abfließende Blut wird von Gefäßen aufgefangen, und mechanisch gleitet das tote Tier in kochendes Wasser, mechanisch wird es gereinigt und enthaart. Unerbittlich gleitet das rollende Band weiter, teils an Maschinen, teils an Arbeitern vorbei, so daß innerhalb 20 Minuten aus einem lebenden quiekenden Schwein ein fix und fertig zerlegter Tierkörper im Kühlwagen versandbereit liegt. In einer Stunde können zwei Schlächter 2000 Schweine vom Leben in den Tod bringen. Ähnlich ist der Hergang bei der Tötung von Rindvieh. Die starken Ochsen rollen in kleine Eisenbahnwagen, immer zwei zu zwei langsam an den Schlächtern vorbei, die mit zwei blitzschnellen Hammerschlägen auch den stärksten Büffel fällen. Lautlos sinken die mächtigen Tiere zu Boden, sie werden mechanisch gehoben und ebenfalls an den Hinterfüßen aufgehängt auf eine rollende Schiene gebracht. Mit einem einzigen Schnitt wird mit einem langen Messer das Tier geöffnet, beim Weitergleiten auf dem Conveyor wird der Kopf maschinell getrennt und in 40 Minuten ist auch das größte Tier versandbereit und in kleine Teile zerlegt im Kühlraum oder im Kühlwagen. Sehr streng wird die gesundheitliche Prüfung der Tiere genommen, die nicht weniger als viermal teils vor dem Tode, teils nach dem Schlachten von amtlichen Inspektoren untersucht werden.

Auf hoher Stufe steht die Verarbeitung der bei der Produktion anfallenden Nebenprodukte. Immer mehr wird es eine ökonomische Notwendigkeit, die wir auch bei uns beobachten können, daß die rationelle Verwertung der Abfallprodukte eine entscheidende Rolle bei der Verbilligungsaktion spielt. Da gerade die Abfälle in den Schlachthäusern einen großen Prozentsatz ausmachen, so bilden die Chicagoer Schlachthäuser ein Musterbeispiel für jeden, der moderne Abfallverwertung studieren will. Es bildet den Stolz der „big five", daß kein Atom verwertbaren Stoffes ungenützt zugrunde geht, sondern daß Abfallprodukte, die noch vor wenigen Jahren wertlos weggeworfen wurden, heute eine hochwertige Neuverarbeitung erfahren. Diese Tendenz drängt die Schlachthäuser zwangsläufig stark in die Verarbeitungsindustrie, und so sehen wir, daß den amerikanischen Fleischtrustfirmen zahlreiche Nebengewerbe sich angegliedert haben. So werden die Haare in Bürstenfabriken allergrößten Umfangs verarbeitet, große Ledergerbereien sind angegliedert, aus dem Horn der Tiere werden Galanteriewaren verfertigt, Fett, das zu menschlichen Zwecken nicht verwendungsfähig ist, geht in allergrößte Seifenfabriken oder wird in Großraffinerien so geläutert, daß es zur Margarinefabrikation benutzt werden kann. Dieses Vordringen in andere Gewerbezweige erhöht selbstverständlich die Konkurrenzfähigkeit der Fleischtrusts und erklärt ihre Vormachtstellung. H. C.

 **Bunte Chronik** 

* **Reste ausgestorbener Volksstämme in Rußland entdeckt.** Eine von der Russischen Akademie der Wissenschaften zur Erforschung Nordrußlands ausgerüstete ethnographische Expedition hat in Lappland, Nordkarelien und im Gouvernement Leningrad Reste finnischer Völkerschaften entdeckt, die als längst ausgestorben galten. In den wissenschaftlichen Kreisen Sowjetrußlands hat diese ganz unerwartete Entdeckung das größte Interesse erregt. Es handelt sich um die Völkerschaften der Wepsen, Ishoren und Wodj, die alle dem ugrisch-finnischen Stamm angehören. In der Zeit der Entstehung des altmoskowitischen Staates wurden sie in die dichten Urwälder zurückgedrängt und man glaubte bisher, daß sie gänzlich ausgestorben sind. Die Expedition konnte nun feststellen, daß diese Völkerschaften noch 10—15 000 Angehörige zählen. Sie wohnen sämtlich in geschlossenen Siedlungen im dichtesten Urwalde, weit von allen Verkehrsstraßen. Von der Zivilisation der Neuzeit sind sie fast garnicht berührt. Ihre Sprache ist ein altertümliches Finnisch, dessen Elemente noch genauer studiert werden sollen. Ihre Hütten, ihre Tracht, ihr Jagdgerät usw. ist noch durchaus mittelalterlich. Der Stamm der Wepsen hat religiöse Gebräuche, die an den Götzendienst wilder Völker erinnern. Die Akademie wird in Leningrad eine Ausstellung der Trachten, Hausgeräte usw. dieser Volksstämme veranstalten. Die Entdeckungen haben besonderes Aufsehen erregt, weil eine Gruppe dieser verschollenen Stämme im Gouv. Leningrad, also in der Nähe der ehemaligen Reichshauptstadt, ein ganz unbeachtetes Dasein hat führen können.

*

* **Die Bekämpfung der Eisbergegefahr.** Die Sicherung der atlantischen Schiffahrtsstraße gegenüber den riesigen Eisbergen geschieht durch einen Wachtdienst, an dem sich besonders amerikanische Schiffe beteiligen. Die Wegräumung der Eisberge selbst erfolgte bisher zum Teil durch Dynamit, was aber nicht alle Wünsche erfüllte. Nunmehr hat sich der amerikanische Professor Barnes nach Grönland begeben, um eingehende Versuche mit seinem System von Helzminen zu machen.

Lustige Rundschau 

* **Unmodern.** Mutter: „Paulchen, geh' zum Friseur und laß' dir endlich mal wieder die Haare schneiden!" — Paulchen: „Laß' mir doch die Mähne. So'n Bubikopf sieht wirklich zu weibisch aus!"

* **Sonderbare Ansicht.** Zahnarzt: „Wollen wir den Zahn auch lieber betäuben?" — Patient: „Auf keinen Fall. Der Kerl hat mich zwei Tage gepeinigt. Jetzt schone ich ihn auch nicht."

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.